

AB- UND AUFBAU VON KONNOTATIONEN

Ein Diskussionsbeitrag zum sprachlichen Ost - West - Problem

Von den ‚Höhen der Theorie in die Niederungen der Praxis‘ hat uns bereits gestern Herr Zeitter geführt. In diesen Niederungen gedenke auch ich zu verweilen. Auf die prinzipielle Frage: gibt es überhaupt sprachliche Wirkungen? die im Verlauf dieser Tagung bereits mehrfach verneint worden ist, gehe ich theoretisch gar nicht ein. Für meine Zwecke genügt die Feststellung, daß die DDR-Wissenschaftler und die Stilistiker fest mit der Möglichkeit rechnen, Menschen durch Sprache zu beeinflussen; Georg Klaus und sein Buch „Die Macht des Wortes“ ist hier ja bereits mehrfach genannt worden. Ich frage also danach, w i e sie diese Wirkungen zu erzeugen suchen. Und ich halte es durchaus für ein sinnvolles und legitimes Tun der Sprachwissenschaft, sich mit diesem Wie und seinen Folgen für die Sprache (auf der langue-Ebene) zu befassen, während es meines Erachtens nicht im Aufgabenbereich der Sprachwissenschaft liegt, Ideologiekritik zu betreiben.

Als Ausgangspunkt der folgenden Beobachtungen diene uns ein Zitat des DDR-Wissenschaftlers Joachim Höppner :

„Gerade der auf das sozialistische Leben bezogene Wortschatz und zumal die Neuprägungen enthalten einen echten, wahren Sinn, der sich im Leben des Volkes in dem Maße durchsetzt, wie die mit ihm verbundene Sache das **D e n k e n u n d F ü h l e n** der Menschen erfüllt“
(in : Deutsch – gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land? S. 146. Sperrung von mir).

Man beachte hier den ausdrücklichen Hinweis nicht nur auf das Denken, sondern auch auf das Fühlen. Das Gefühl aber setzt, wie beson-

ders Herr Dieckmann betont hat, nicht in erster Linie an dem denotativen Gehalt eines Wortes an, sondern am Nebensinn. Bei der „Bewußtseinsbildung des neuen sozialistischen Menschen“ in der DDR geht es also um den Aufbau von „sozialen und usuellen“ Konnotationen, in der Einteilung Dieckmanns (1969, S. 78); daneben aber — und das ist ebenso wichtig — geht es darum, alte „bürgerliche“ Begleitgefühle abzubauen.

Was die Konnotationen betrifft, so erklingt der Ruf nach ihrer Erforschung allgemein, aber noch sehr wenig ist bisher konkret getan. In der Linguistik befindet sich die Konnotationsforschung noch ganz in den Anfängen. Wer dem semantischen Differential Osgoods kritisch gegenübersteht, sieht sich vergeblich nach anderen erprobten Methoden um. Allgemein erklingt auch die Ansicht, der Kontext sei heranzuziehen. Sicher, aber was in einem Kontext bestimmt was, und warum? Die Publizistik hält das wertende Adjektiv für ausschlaggebend. Es läßt sich aber leicht zeigen, daß die Dinge viel komplizierter liegen, daß nämlich die Beeinflussung auch umgekehrt vom Hauptwort auf das Attribut vor sich gehen kann. „Allein dadurch, daß zwei Wörter nebeneinanderstehen, determinieren sie sich gegenseitig“, meint Weinrich (S. 24), und Dieckmann schreibt: „In der Wendung ‚fanatische Treue zum Volk in der Stunde der Gefahr‘ färbt der positive Wertgehalt von *Treue* auf *fanatisch* ab, nicht umgekehrt“ (1969, S. 78). Aber warum ist das in Dieckmanns Beispiel der Fall? Wenn wir heute *fanatische Treue zum Führer* hören, hat *fanatisch* mitnichten einen positiven Klang, obwohl auch hier *Treue* daneben steht. Mit dem bloßen Nebeneinanderstehen zweier Wörter ist demnach noch keine Eindeutigkeit erreicht, es muß auch der übrige Satz mit einbezogen werden: *Volk in der Stunde der Gefahr* ist eine pathetische Wendung, die das Bedrohtsein aller ausdrückt, weswegen dann auch die *Treue* in diesem Fall nicht groß genug sein kann. Der ganze restliche Satz: *Treue zum Volk in der Stunde der Gefahr* wirkt hier auf *fanatisch* zurück, so daß etwaige negative Begleitgefühle, die der Hörer oder Leser bei *fanatisch* anfangs noch empfunden haben kann, nach und nach ausgeschaltet werden.

Unter „Kontext“ ist demnach mindestens der ganze Satz, häufig der ganze Abschnitt, und mitunter das gesamte Buch zu verstehen, z.B. wenn

eine Ansicht einfach dadurch diffamiert wird, indem sie einer unsympathisch geschilderten Person in den Mund gelegt wird.

Die folgenden Beobachtungen stellen einen Versuch dar, anhand von konkretem Sprachmaterial diese Probleme fester in den Griff zu bekommen. Die Empfindungen des einzelnen Lesers werden sich nur im Ausnahmefall mit Sicherheit feststellen lassen können. Was dagegen genau beobachtet werden kann, ist die beabsichtigte Wirkung der Formulierung. Drei Ansatzpunkte erscheinen mir hier als lohnend: 1) Metaphorik, 2) Wortfelder, und 3) feste Sinnkoppelungen (im Sinne der Duden-Grammatik).

Zu 1) werden wir Geruchskonnotationen behandeln. Politisch relevante Wörter sind die *Kleinen Leute* bzw. *Kleinbürger* im Gegensatz zur *vornehmen Welt*.

Zu 2) werden Konnotationen der Sympathie bei Bezeichnungen für zwischenmenschliche Beziehungen untersucht. Im Mittelpunkt steht das Wort *Genosse* und seine Einbettung in das entsprechende Wortfeld.

Zu 3) werden die numinosen Begleitgefühle aufgegriffen. Im Mittelpunkt steht der religiöse Wortschatz und seine Behandlung unter einer herrschenden Ideologie, bei der der Atheismus auf dem Programm steht.

Als Material wird in erster Linie die sog. schöne Literatur ausgewertet. Die Autoren der DDR sind dazu aufgerufen, an der „Bewußtseinsbildung des neuen sozialistischen Menschen“ mitzuarbeiten. Der politisch-ideologische Wortschatz erscheint dort eingebettet in normalsprachlichen Kontext. Auf diese Einbettung konzentriert sich unsere Aufmerksamkeit. Die literarischen Belege werden ferner mit Zeitungsbelegen beleuchtet.

Als Quellen wurden benutzt:

Kant, Hermann ‚Die Aula‘ (4.Aufl. Berlin 1967).

Seghers, Anna ‚Das Vertrauen‘ (Berlin/Weimar 1968).

Strittmatter, Erwin ‚Ole Bienkopp‘ (10.Aufl. Berlin/Weimar 1968) (OB).

Wolf, Christa ‚Der geteilte Himmel‘ (Berlin 1968).

Wolf, Christa ‚Nachdenken über Christa T.‘ (Halle/Saale 1968).

1. Geruchskonnotationen. Die „Kleinen Leute“ und der „Mief“

Die Empfindungen eines Lesers bei der Lektüre eines Textes lassen sich nur im Ausnahmefall mit Sicherheit feststellen. Nun haben wir in der westdeutschen Literatur einen ebenso eindeutigen wie seltenen Beleg dafür, wie ein Leser bei der Schilderung eines bestimmten Milieus Geruchskonnotationen wahrnimmt, die sich von denen des Autors stark unterscheiden:

„Ein Kritiker klopfte mir nach Erscheinen eines meiner Bücher lobend auf die Schulter, indem er feststellte, daß ich nun das Armeuleutemilieu verlassen habe, meine Bücher von Waschküchengeruch frei und der sozialen Anklage bar seien (. . .) Das Gespenst, vor dem solche Geistigkeit Angst hat, trägt einen häßlichen Namen, es heißt: Kleinbürger (. . .) Merkwürdigerweise entsinne ich mich nicht, jemals in einer meiner Geschichten oder in einem Roman eine Waschküche beschrieben oder auch nur erwähnt zu haben“ (Heinrich Böll ‚Zur Verteidigung der Waschküchen‘).

Was Böll hier übersieht, ist, daß es dem Kritiker gar nicht in erster Linie um eine Waschküche geht, sondern um einen dumpfigen Geruch, der für ihn offenbar mit dem bei Böll geschilderten Milieu verbunden war und bei dessen Benennung er zur *Waschküche* griff. Dabei kann niemand bestreiten, daß gerade bei Böll Gerüche bei der Schilderung des Armeuleutemilieus eine große Rolle spielen. Zum Beispiel nur ein Beleg aus „Und sagte kein einziges Wort“:

„Hier wohnen die Armen. (. . .) Die schmalen Straßen waren erfüllt von Kochdunst, dem Geruch gedünsteten Kohls und den wilden Gerüchen großer Braten (. . .)“
(die „großen Braten“ gehören dabei zu den billigen Hotels, von denen dort ebenfalls die Rede ist).

Die Verbindung von Armut mit Geruch läßt sich auch bei anderssprachigen Schriftstellern belegen und hat handfeste Gründe: zu den „schmalen Straßen“ kommen enge Stuben, die im Winter wegen Sparsamkeit an Heizmitteln nur wenig gelüftet werden können und deren Bewohner Schwerarbeit leisten, zum Waschen oft kein Badezimmer und häufig nur kaltes Wasser haben. Die Dramatiker haben diese Realitäten gern ausgenutzt. So läßt z.B. Bernhard Shaw im 2. Akt von „Pygmalion“ sein Eliza begeistert die Annehmlichkeiten des Bade-

zimmers schildern und sagen, jetzt begreife sie, warum feine Damen immer so sauber seien, und Brecht läßt im „Kaukasischen Kreidekreis“ die Gouverneursfrau und schlechte Mutter vor dem Armeleutegeruch im Gerichtssaal zurückprallen.

Nietzsche, dem so viele Schlagwörter zu verdanken sind, spricht mehrmals von „Kleiner-Leute-Geruch“:

„Um den ganzen englischen Darwinismus herum haucht etwas wie englische Übervölkerungs-Stickluft, wie Kleiner-Leute-Geruch von Not und Enge“

„Allerweltsbücher sind immer übelriechende Bücher: Der Kleine-Leute-Geruch klebt daran.“ (Nach Ladendorf S. 172).

Seit Nietzsches Zeiten ist jedoch der „Kleine Mann“ zu einer politisch wichtigen Position vorgerückt. Joachim Stave hat sich mit der Geschichte dieses Schlagworts befaßt und zahlreiche Beispiele für die „Aufwertung des ‚Kleinen Mannes‘“ beigebracht, wobei auch der Bücher Falladas gedacht wird. Unser Jahrhundert ist das „Jahrhundert des kleinen Mannes“ genannt worden, im Stil-Duden figuriert das „Auto für den kleinen Mann“, hüben wie drüben bemüht man sich um ihn. Kant läßt in der „Aula“ einen DDR-Journalisten von einer Zeitung auffordern:

„Kannst du nach Hamburg fahren? Wir müssen die Flutkatastrophe auswerten. Es gibt Signale, daß die kleinen Leute wieder einmal betrogen werden, ernste Signale“ (S. 53).

„Der Spiegel“ schreibt von der Blockade der Autobahn nach Berlin bei der Wahl des Bundespräsidenten im April 1969:

„Diese vorwiegend gegen kleine Leute gerichtete Schikane“ (Nr. 11, S. 72).

Beide bezwecken damit das gleiche: Negativierung der Schikane bzw. des Betruges und Sympathiewerbung für die Opfer. Weder im Osten noch im Westen würde heute jemand, wie Nietzsche, von „Kleiner-Leute-Geruch“ zu schreiben wagen. Eine soziale und usuelle Konnotation scheint nicht zu bestehen. Wie aber verhält es sich jetzt mit dem folgenden (westdeutschen) Beleg:

„Grass, eher phantastisch-realistischer Humorist als ‚Gesellschaftskritiker‘, hat sich nie über die von ihm so grotesk beschriebene Kleinbürgerwelt, über den deutschen ‚Mief‘ elitär erheben wollen“ (Der Spiegel 33.1969, S. 89).

Hier stoßen wir auf ein Schlüsselwort, ein Wort, das wahrscheinlich auch

unserem eingangs zitierten Böll-Kritiker vorgeschwebt hat: *Mief*, mit größter Selbstverständlichkeit gekoppelt mit der Kleinbürgerwelt. Der Kleine-Leute-Geruch kommt hier durch die Hintertür wieder herein – aber mit übertragener Bedeutung. Dem Eindringen umgangssprachlicher Wörter in die geschriebene Sprache, zunächst besonders in die Zeitungen, ist es zu verdanken, daß diese sprachlichen Realitäten auch wissenschaftlich zu fassen sind. *Mief* wird in den Wörterbüchern mit „verbrauchte Zimmerluft“ (Küpper), „schlechte, verbrauchte Luft, Gestank“ (Wahrig) bzw. einfach „schlechte Luft“ (Paul-Betz) glossiert, soweit sie sich überhaupt zu diesem Wort herablassen. Von einer übertragenen Bedeutung wissen sie nichts, und auch die Zusammensetzung *Kleine - Leute-Mief*, die mir aus dem Berlin der Hitlerzeit bekannt ist, ist nicht zu belegen. Die feste Verknüpfung: Milieu + Geruch ist jedoch die Voraussetzung für das Aufkommen einer übertragenen Bedeutung. Es ist in diesem Zusammenhang unwesentlich, ob von *Kleine-Leute-, Armeleute-* oder *Kleinbürgermilieu* die Rede ist. Ausschlaggebend ist allein die materielle Beschränkung, die die oben skizzierten Realitäten zur Folge hat. Man vergleiche, wie Böll in dem eingangs angeführten Zitat das „Gespenst Kleinbürger“ im „Armeuleutemilieu“ des Waschküchendunstes ansiedelt.

Da uns die Wörterbücher hinsichtlich der übertragenen Bedeutung von *Mief* im Stich lassen, muß ich auf eigene Belege zurückgreifen, die notgedrungen Zufallsprodukte sind. Sie entstammen vorwiegend der Zeitungssprache, doch halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß sich das Wort auch z.B. bei Günter Grass belegen läßt.

„Vom Duft der großen Welt im Mief der Mittelmäßigkeit“

ist die Rede in einer Modeschau der „Zeit“ vom 25.1.1960; .

„Das Zerrbild des Katholizismus habe ich nie in mir aufgenommen, die Zöpfigkeit nicht kennengelernt und weder Enge noch Mief“,

sagt eine katholische Ordensschwester in einem „Zeit“-Interview zu dem Journalisten Ben Witter (9.1.1970, S. 46); über Gisela Elsner ist in der FAZ zu lesen:

„(. . .) erschrieb sie sich den Ruf einer (. . .) schockierenden Kritikerin der Mentalität zeitgenössischer Mief- und Muffbürger. (. . .) Eines aber haßt sie vor allem: das wohlige Genießen der

Stickluft in der guten Stube, die dummdreiste Selbstzufriedenheit, (. . .) kurz, alle die Pseudotugenden der Spießer“ (22. 9. 1970, Literaturblatt S. 5).

Auf die Titelgeschichte der Zeitschrift „Der Spiegel“ Nr. 31, 1969: „Vermögen in Deutschland“ wird in Nr. 33 der gleichen Zeitschrift unter der Überschrift „Miefeland“ Bezug genommen (S. 7). Im Juni 1970 wurden an der Bonner Universität Querelen unter den Romanisten u.a. durch Anschläge an den Wänden ausgetragen. Auf einem solchen Plakat stand zu lesen:

„Das IGRO-Axiom (. . .) konnte nur im Bonner Wissenschaftsmief sich halten“.

In einer Besprechung des Buches von Christa Wolf: „Nachdenken über Christa T.“ durch Reich-Ranicky in der „Zeit“ heißt es:

„Sie glaubten, den Sturm der Revolution entfesselt zu haben, doch was kam, war nur der Mief der DDR“ (23. 5. 1969, S. 21).

In der „Welt am Sonntag“ findet sich folgende Feststellung:

„Schrebergärtnerkolonie und ‚Miefbrigade aus alten Zeiten‘, so nennen die Jungsozialisten ihre Partei“ (13. 12. 1970, S. 6).

Als Adjektiv zu *Mief* springt das hochsprachliche *muffig* ein. Auch dieses findet man in Verbindung mit dem besagten Milieu:

„Es ist bemerkenswert, welche enge Liaison in diesem DDR-Staat das sogenannte revolutionär-kommunistische Regime mit den ‚Tugenden‘ eines muffigen, konservierten deutschen Bürger- und Spießbürgertums eingegangen ist“,

schreibt der Schweizer Andreas Kohlschütter in einer Berichterstattung über eine dreiwöchige Reise durch die DDR (Die Zeit, 7.8.1970, S. 3 f.).

Wenn wir uns jetzt an eine Fixierung der übertragenen Bedeutung von *Mief* wagen, so wäre sie etwa: ‚Engstirnigkeit, selbstgerechtes Hege abgestandener Vorurteile, Verstocktheit‘; alles behaftet mit dem üblen Geruch verbrauchter Luft in einer engen Stube als Konnotation. Nicht die materielle, sondern die geistige Beschränktheit, Enge und Dumpfheit wird ausgedrückt. *Mief* ist anscheinend dabei, in dieser übertragenen Bedeutung zu einem neuen Schlagwort zu werden. Meine Belege gelten jedoch nur der BRD.

Wie die Belege gezeigt haben, ist der Übergang von auf Realitäten be-

ruhenden Geruchskonnotationen zur Geruchsmetaphorik fließend. Die Voraussetzungen für das Entstehen der übertragenen Bedeutung seien noch einmal festgehalten: 1. Die feste Verbindung von Geruchskonnotationen mit einem bestimmten Milieu. Ist sie genügend fest, kann die Nennung des Geruchs allein das Milieu in den Gedanken heraufbeschwören: „Mief der DDR“. 2. Das Eindringen umgangssprachlicher Wörter auch in die Schriftsprache. Das Beispiel zeigt ferner, wie das eine Schlagwort (*kleine Leute*) das andere zeitigt.

Diese Geruchskonnotation im Zusammenhang mit dem „kleinen Mann“ muß in der DDR abgebaut werden, d.h. man darf sie gar nicht erst aufkommen lassen. Man kann dabei verschiedene Wege beschreiten. Die oben skizzierten Realitäten sind jedoch nicht von einem Tag auf den anderen aus der Welt zu schaffen. Strittmatter sagt z.B. von seinem Helden Ole Bienkopp:

„Er steht auf, zieht sich an und wäscht sich nicht“ (S. 304), er läßt sich jedoch nicht auf die Gerüche ein. (Dagegen läßt Anna Seghers die Feinde der Republik stinken.) Auch wenn man sich gegenwärtigen „Miefes“ bewußt ist, kann man auf die strahlende Zukunft verweisen:

„Wir sitzen wie die Glucke im Nest, im warmen Heute. Die verbrauchte Luft in einer warmen Stube stinkt. Die Zukunft erscheint uns wie Zugluft“ (OB S. 193),

mit diesen Worten wirbt Bienkopp, der „Beackerer der Zukunft“, vor der versammelten Parteigruppe für seinen Kolchos. Zwar steht hier nicht ausdrücklich *Mief*, aber das Wort hat Strittmatter anscheinend vorge-schwebt. Gerade in der DDR soll sich der Aufbruch vom „Kleinbürgermief“ in die frische Zukunftsluft vollziehen, und der Weg dazu führt über das sozialistische Kollektiv.

Ferner koppelt man die *kleinen Leute* mit positiven Beiwörtern, vorwiegend *jung* und *neu*, und stellt ihnen antithetisch die *faulende Bourgeoisiekultur* gegenüber. „Ein junger Staat der kleinen Leute“ heißt es bei Strittmatter (S. 218). Diese Gegenüberstellung ist hinreichend bekannt, so daß sich weitere Beispiele erübrigen. Es sei dazu jedoch hervorgehoben, daß sich *jung* und *neu* nur mit positiven Adjektiven wie *frisch* oder *glänzend* koppeln lassen. Das Wörterbuch sinnverwandter Ausdrücke von K. Peltzer bringt z.B. unter *neu* und *jung* dreimal *frisch*. *Jung* und *muffig* ist dagegen nicht vereinbar. Der

schlechte Geruch verbindet sich mit der „faulenden Bourgeoisiekultur“. In diesem Sinne wirkt auch die abschließende Antithese in OB:

„Was ist ein Dorf auf dieser Erde? Es kann eine Spore auf der Schale einer faulenden Kartoffel oder ein Pünktchen Rot an der besonnten Seite eines reifenden Apfels sein“ (S. 428).

Zum Vergleich seien auch die Worte eines mustergültigen DDR-Bürgers zu dem „Zeit“-Journalisten Horst Krüger bei dessen Besuch in Ost-Berlin angeführt:

„Äußerlich erscheint das Ganze ein wenig medioker und langweilig. Das wissen wir. Aber gerade in dieser Mittelmäßigkeit, in dieser sicheren Normalität, in diesem festen Kleineluteschritt, den wir gehen, geschieht die große Veränderung. (. . .) Sehen Sie, dieser Walter Ulbricht, über den ihr immer nur lacht, in seiner Biederkeit, in seiner Zähigkeit, in der Mittelmäßigkeit seiner Erscheinung ist er exakt unsere Wirklichkeit“ (Nr. 35, 1969, S. 14).

Vor uns liegt hier die programmatische wertpositive Aufladung der Mittelmäßigkeit: sichere Normalität – und jeder weiß, wie emotional gerade der Kleinbürger Werte wie Sicherheit und Ordnung einschätzt; der kleine Mann geht festen Schrittes, Biederkeit und Zähigkeit sind seine selbstverständlichen Eigenschaften. Keine geistigen oder materiellen Mängel werden angedeutet.

Wenn man sich demnach auf keinen „Mief der Mittelmäßigkeit“ einläßt, so darf andererseits auch kein „Duft der großen Welt“ mit dem Westen verbunden werden. Von *faulend* war schon die Rede. Ein Wort wie *vornehm* wird bei Christa Wolf mit einem säuerlichen Geruch verbunden. In „Der geteilte Himmel“ besucht Manfred, die männliche Hauptperson, seine Tante in Westberlin. Von deren Haus heißt es:

„Das ganze Haus roch säuerlich von der Anstrengung, arm, aber vornehm zu sein. Es hielt sich behutsam am Rand des Abgrunds, denn hinter dieser Straße begannen die Arbeiterhäuser“ (S. 132).

Und von Manfreds Mutter erfahren wir:

„Seine Mutter, deren säuerliche Vornehmheit Rita einschüchterte, war ihm lästig“ (S. 26).

Ein andermal heißt es, daß Rita, die Heldin des Buches,

„beklommen von dieser abseitigen, vornehmen Straße“ (S. 19) sei. Die Untergangsstimmung im ersten Beleg, die negativen Begleit-

wörter im Kontext sowie die Geruchsangabe sichern den negativen Gefühlswert eines einst ausschließlich positiven Wortes.

2. Begleitgefühle der Sympathie

Nach diesem Beispiel für negative Begleitempfindungen wenden wir uns jetzt den positiven Konnotationen zu. Starke positive Begleitgefühle tragen Wörter wie: *Freund*, *Freundschaft*. Herbert Bartholmes hat den Gebrauch von *Genosse* und *Freund* innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung eingehend untersucht. Er hat dazu festgestellt, daß unter führenden Sozialisten „Freundschaft“ auf der Arbeit am gleichen Ziel beruht. Bei der „Bewußtseinsbildung des neuen sozialistischen Menschen“ in der DDR geht es jetzt darum, auch außerhalb der Arbeiterbewegung, im ganzen Volk, das Wort *Genosse* mit den Begleitgefühlen warmer menschlicher Sympathie, wie sie das Wort *Freund* trägt, auszustatten. Es handelt sich also um die Einbettung eines neuen Wortes in ein emotional geladenes Wortfeld. Welche Wege geht die schöne Literatur bei der emotionalen Aufladung? — In Anna Seghers' „Das Vertrauen“ versucht der junge Held des Buches, Thomas, sich über sein Verhältnis zu einem anderen Jungen, Heinz, klarzuwerden:

„Ist Heinz richtig mein Freund? (...) Freund ist vielleicht zu viel. Aber bloß Bekannter sicher zu wenig. Genosse — ist er nicht. Mein Kumpel — ist auch was anders. Obwohl er mein Kumpel ist. Schließlich ist jeder hier mein Kumpel. Doch Heinz ist noch was Besondres. Wieso? — Trotzdem, Lina hat recht. Er reißt über alles Witze, stellt alles in Frage“ (S. 34).

Aber auf der nächsten Seite erfahren wir, daß es für Thomas auch einen klaren Fall gibt:

„Er war auf Robert Lohse gestoßen. Der war ihm dann eine Zeitlang alles zusammen: Bruder und Kumpel und Genosse. Wenn er an Robert zurückdachte, brauchte er nicht zu suchen, was Robert für ihn war: Ja, Genosse, ja, Freund“ (S. 35).

Wir stoßen hier auf eine emotionale Beeinflussung des Lesers, die viel subtiler ist, als es z.B. Wörterbuchdefinitionen oder Schlagwörter je sein können. Es wird dem Leser selbst überlassen, den Schluß zu zie-

hen: Heinz kann nicht richtig sein Freund sein, weil er kein Genosse ist. Er hatte übrigens in der FDJ „längst als unzuverlässig gegolten“, er will nach dem Westen, und so muß denn Thomas schließlich denken:

„Ach, Heinz. Du bist sogar gegen die, und du bist gegen uns. Du wärst beinah mein Freund geworden. Ich glaube, heute ist's aus“ (S. 340),

während es ganz am Schluß des Buches ein Wiedersehen mit dem „Bruder, Genossen, Freund“ Robert Lohse gibt:

„Robert Lohse kam ihm eilig zwischen den vollen Tischen entgegen. Es gab kein besondres Wiedersehen. Als seien sie nie getrennt gewesen. Es war, wie es immer gewesen war. Nichts war unterbrochen. Es war Freundschaft. Von jeher, für immer“ (S. 441).

Das gesamte Feld zwischenmenschlicher Beziehungen: *Bekannter – Freund – Bruder – Kumpel* usw. hat sich also an dem Zentralbegriff „Genosse“ zu orientieren. Daß diese neue menschliche Verbundenheit sogar wichtiger zu sein hat als Familienbände, geht eindeutig aus einem Beleg bei Strittmatter hervor, in dem ein „lauer Genosse“ definiert wird:

„Lauer Genosse. Familienprobleme liegen ihm näher als Parteiprobleme. Er hat seinen Sohn übrigens ausgebeutet“ (S. 186).

Besonders der Nachsatz ist hier wichtig: nicht aus uneigennütziger Liebe zu seiner Familie ist dieser Genosse lau, sondern aus eigennütziger, und: wer in der Partei lau ist, ist offenbar auch kein guter Familienvater. (Aus Zeitgründen muß ich leider auf die Anführung weiterer Strittmatterbelege verzichten.)

Kumpelschaft, Freundschaft, Familienglück, alles hängt davon ab, ob man ein guter Genosse ist. Das Verhältnis zu den Genossen ist es auch, was einen Menschen sympathisch oder unsympathisch macht:

„Bloß deine Genossen, die sind nicht mehr stark von dir begeistert.“ Und dann, da Thomas nichts antwortete: „Mach dir nichts draus. Die geben ganz schön an. Die sind so.“ In dieser verdammten Sache, dachte Thomas, redet mir jeder gut zu, den ich nicht ausstehn kann. Den Weber da, den hielt ich für ganz vernünftig. Jetzt merk ich, daß etwas an ihm nicht stimmt. Deine Genossen, wie er's schon ausspricht.“ (Vertrauen S. 241).

Und es stimmt, wie sich dann herausstellt, wirklich etwas nicht an Weber: er und Janausch sind es, die mit Hilfe westlicher Sender und Agenten den Streik vom 17. Juni vom Zaune brechen . . . Gleichzeitig illustriert dieses letzte Beispiel auch schon die Grenzen propagandistischer Lenkung: daß das Wort *Genosse* nur bei den Gleichgesinnten die erwünschte positive Gefühlslage erzeugt, kann in der gesprochenen Sprache schon durch den Tonfall offenbar werden: „Deine Genossen, wie er's schon ausspricht“. H. Scholz hat in der Umgangssprache der DDR die Feststellung gemacht, daß *Genosse* dort „bald völlig wertfrei, bald mit spöttischem Unterton erscheint“ (Aueler Protokoll S. 101).

Wünschenswert wäre eine gründliche Wortfelduntersuchung, die *Kumpel* – *Kamerad* – *Kollege* einbezieht und ost- und westdeutschen Gebrauch und etwaige Verschiebungen belegt. (Auf Verschiebungen im Bereich der Anrede durch die Einführung von *Genosse*, *Kollege*, *Jugendfreund* in der DDR hat Hugo Moser bereits 1962 aufmerksam gemacht.) Zu *Kumpel* sei noch angeführt, daß dieses Wort seinen Bereich nach dem 2. Weltkrieg stark ausgedehnt hat, und zwar in beiden Teilen Deutschlands. Hermann Kant gebraucht *Kumpelschaft* abwechselnd mit *Freundschaft*. Vorherrschend ist sowohl bei ihm wie auch bei Anna Seghers das Begeleitgefühl des Sich-aufeinander-Verlassenkönnens. Auf die Anführung der zahlreichen Belege muß ich aus Zeitgründen leider verzichten, stellvertretend seien nur zwei zitiert: über den nach Hamburg abgewanderten Quasi Riek sagt einer seiner Freunde:

„Nur wütend bin ich, und wahrscheinlich auch beleidigt. Quasi Riek, der Kumpel!“ (Aula S. 352),

und wenn es sich zeigt, daß die Verlässlichkeit trügt, kann es heißen, wie bei Anna Seghers: „Ausgekumpelt!“ (S. 334). Daß sich *Kumpel* auf Kosten von *Kamerad* ausbreitet, kann mit der starken Strapazierung des letzteren Wortes im 2. Weltkrieg zusammenhängen. (Man vergleiche hierzu Kap. 31 in OB.) Bei *Kumpel* scheint in Ost und West eine spontane Entwicklung vorzuliegen, während die Einverleibung von *Genosse* in das Wortfeld menschlicher Beziehungen programmatisch und gewaltsam anmutet.

Ein methodisches Problem sei dazu zur Diskussion gestellt. Man hat für ost-west-sprachliche Untersuchungen die „methodisch klare Trennung von fachsprachlichem Sonderwortschatz einerseits und allgemeinem ‚gewöhnlichem‘ Wortschatz andererseits“ gefordert. Dies

dürfte im Einzelfall Schwierigkeiten bereiten, wenn nicht mitunter sogar unmöglich sein, z.B. bei *Freund* und *Kollege*. Zu der erweiterten Bedeutung von *Kollege* hat Scholz im „Aueler Protokoll“ Beobachtungen gemacht. Die „Kumpelschaft“ im Zimmer „Roter Oktober“ bei Kant beruht letzten Endes ebenso wie die „Freundschaft“ unter Sozialisten auf der Begeisterung für die „Sache“. Die Bestrebungen in der DDR laufen offenbar darauf hinaus, den terminologischen Sonderwortschatz zum allgemeinen, gewöhnlichen Wortschatz zu machen, andererseits „gewöhnliche“ Wörter für sich „umzufunktionieren“, derart, daß der politisch-ideologische Gehalt als eine Art Sauerteig den Gesamtwortschatz durchsetzt.

3. Numinose Begleitgefühle

Die pseudosakralen Stilelemente der SED-Sprache sind häufig beobachtet worden. Strittig ist jedoch ihre Beurteilung: während einige Forscher Säkularisierung einst religiösen Wortgutes sehen, sprechen andere von der Sakralisierung politischer Dinge. Differenziert urteilt Reich:

„Die genannten Wörter erscheinen in ihrem neuen Sachzusammenhang automatisch säkularisiert. Andererseits ist nicht zu übersehen, daß sie etwas mehr leisten als die einfachen Wertbegriffe, Säkularisation bedeutet nicht, daß damit die Aura einer irrationalen Überhöhung völlig verloren ginge“ (Sprache und Politik S. 266).

Damit sind wir wieder bei unserem Thema: die „Aura einer irrationalen Überhöhung“ entspricht den Konnotationen des religiösen Wortschatzes.

Im Kommunismus liegt der komplexe Tatbestand vor, daß die Quelle der religiösen Termini bekämpft, als „Ausbeuterideologie“ entlarvt werden soll, ohne daß die „Aura irrationaler Überhöhung“ des Wortgutes diesem Prozeß zum Opfer fällt. Auf den entscheidenden Punkt, wodurch sich christlich-religiöse Sprache von politisch-religiöser unterscheidet, hat Hugo Moser hingewiesen: die christlich-religiöse Sprache habe das Transzendente zu erschließen (Sprache und Religion S. 9). Eine Transzendenz wird aber vom Kommunismus grundsätzlich abgeleugnet. Sprachwissenschaftlich gesehen handelt es sich in der SED-Sprache um das Bestreben, das

religiöse Wortgut aus seiner christlichen Sphäre zu lösen (also: Auflösung der Gebrauchsnorm) bei gleichzeitiger Wahrung der Konnotationen, denn diese sollen auf Parteidinge übertragen werden. Die Philologen sind sich jedoch darin einig, daß sich Gebrauchsnorm und Konnotationen gegenseitig bedingen. A. Schöne, der „Säkularisation als sprachbildende Kraft“ gründlich untersucht hat, nennt die Auffassung von der ‚Macht‘ des sakralen Wortes bei Gottfried Benn einen „fundamentalen Denkfehler“ (S. 205).

Weder Säkularisation noch die Sakralisierung politischer Richtungen sind neu in der Weltgeschichte. Cornelia Berning hat bekanntlich das religiöse Pathos des Nationalsozialismus beschrieben und dabei festgestellt, daß beide Prozesse gekoppelt vor sich gehen. Ein grundsätzlicher Unterschied besteht jedoch zwischen der NS- und der SED-Sprache: Hitler beruft sich wiederholt auf „die Vorsehung“, auf den „Herrn der Welten“. „Der die Sterne lenkt“ wird in dem Lied „Heilig Vaterland“ beschworen. Die numinosen Begleitgefühle sind somit in einer Transzendenz verankert, auch wenn diese verschwommen ist. Der Kommunismus ist dagegen eine rein innerweltliche Glaubenslehre. Ich glaube bei den hier behandelten Autoren belegen zu können, daß eben die Transzendenz zu einem Problem wird. Will man die numinosen Begleitgefühle aufrechterhalten, muß man die Transzendenz irgendwie wahren oder borgen.

Wir beginnen mit dem Abbau positiver Gefühle.

Bei Strittmatter finden wir die konsequente und aggressive Negativfärbung alles dessen, was mit Kirche, Gott und Christentum zu tun hat. Die unsympathischen Personen, der geizige Altbauer Serno mitsamt seiner „dürren“ Frau sowie der Schuft des Buches, Sägemüller Ramsch, gehören dem Kirchenvorstand an, Frau Serno geht sonntags zur Kirche. Es werden salbungsvolle, karikiert „christliche“ Reden in ihren Mund gelegt, während sie nur auf Ausbeutung sinnen. Die konsequente Negativfärbung des Adjektivs *christlich* sei an einem einzigen Beispiel beleuchtet, das hier stellvertretend für viele stehe:

„Serno erpreßt. Christliche Bruderliebe“ (S. 209).

Diese Haltung führt zu einer Auflösung der festen Sinnkoppelungen der christlichen Sondersprache (vgl. Duden-Grammatik § 4990 und 5610). Eine Kombination wie *Der Diktator Gott* (statt: *Gott der Herr*) ist et-

was ganz Neues in der Geschichte der Sprache des Christentums:

„Hermann, der Gottesmann, (...) kann Mampe-Bitter nicht vorüber lassen, ohne ein wenig für das Reich über den Wolken und seinen Diktator Gott zu agitieren“ (S. 174),

was umso ironischer ist, als die völlige Machtlosigkeit dieses „Diktators“ auf den folgenden Seiten geschildert wird.

In den folgenden Belegen ist das Prädikat semantisch inkongruent mit dem Subjekt in seinem christlichen Sinn:

„Es war, als habe sich Gott vom Hofe geschlichen, um an den Genossenschaftsversammlungen der Kommunisten teilzunehmen“ (S. 359 f.),

„Zu welchen Umwegen Gott sich gezwungen sieht“ (S. 176).

Subjekt und Prädikat aus verschiedenen, bisher unvereinbaren Stil-schichten:

„Gott aast . . . mit seiner Güte“ (S. 175).

Ein Hauptwort kann mit bisher inkongruenten Attributen verbunden werden:

„aller, die sich von der gottgewollten Gewalt befreien“ (S. 120).

Diese Beispiele mögen hier genügen. Daß es um die Erweckung negativer Begleitgefühle für alles, was mit Gott, Christentum und Kirche zu tun hat, geht, dürfte deutlich genug geworden sein. Im Bereich der christlichen Sondersprache resultiert Strittmatters Bestreben in einer rücksichtslosen Auflösung der Kodifikation, einer Sprengung gängiger Sinnkoppelungen. Damit, sollte man meinen, sei die „Aura irrationaler Überhöhung“ des religiösen Wortgutes abgeschafft. Dies gilt jedoch nur den oben angeführten Bereichen. Wir kommen jetzt zu dem entgegengesetzten Prozeß, zu der Transzendierung des „neuen Glaubens“.

Eine wichtige Aufgabe kommt dabei in „Ole Bienkopp“ dem durchgehend als schwachsinnig geschilderten sog. „Gottesmann“ Hermann zu. Wenn dieser Hermann Oles Kolchos „die Gemeinschaft der Heiligen“ nennt, ist dies nicht ausschließlich ironisch gemeint. Es läßt sich nicht ableugnen, daß es eben die Nächstenliebe ist, die erst mit dem Christentum auf die Welt kam, die im Kommunismus gefordert wird. Dies ist auch von führenden Kommunisten gelegentlich festgestellt worden. Im Kommunismus jedoch existiert sie ohne christliche Vorzeichen und ohne

Hoffnung auf ein Jenseits. Der Verzicht auf persönliches Eigentum, die Arbeit für das Wohl aller unter Bekämpfung des Eigennutzes sowie auch die Praxis der Selbstanklage haben Parallelen im Klosterwesen. Daher kann der sog. „Gottesmann“ im Kolchos arbeiten und behaupten, Bienkopp erfülle die Gesetze des „Himmelsherrn“, ohne es zu wissen (S. 254), und sogar auf die Urchristen wird hingewiesen :

„Sprach Ole, der Bienkopp, nicht davon, daß in seiner NEUEN BAUERNGEMEINSCHAFT nach den Gesetzen der Urchristen gehandelt werden soll : was mein ist — ist dein? “ (S. 127).

Bienkopp, als „positiver Held“, muß nacheinander die vorgeprägten Rollen christlicher Idealgestalten spielen : Heiliger, Engel, Christus, ja sogar Gott. Der Ton wird angeschlagen durch die penetrante Anspielung :

„Ole Bienkopp kam eintausendneunhundertundfünf Jahre nach dem von Gott gezeugten Schreinersohn Christus auf die Welt. Er nahm sein Kreuz auf sich und stolperte davon“ (S. 31).

Bienkopps Leben ist eine Heiligenvita mit atheistischem Vorzeichen. Wie die Heiligen wird er wiederholt Versuchungen ausgesetzt, denen gegenüber er sich standhaft verhält (vgl. S. 263 ff.), ja, mitunter hat sogar der Heilige Franziskus Pate gestanden :

„Bienkopp redet noch wie in der Kindheit mit Dingen und Tieren (...) Bienkopp redet auch mit den erwachten Schilfhalmern“ (S. 219).

Auf das Legenden- und Märchenhafte in der DDR-Literatur haben bereits Hans Mayer und Fritz Raddatz hingewiesen. Wie sich dies auf das christlich-religiöse Wortgut auswirkt, ist jedoch noch nicht untersucht.

Dann aber muß Bienkopp auch Gott spielen und den Säufer Mampe-Bitter retten. In Oles Kolchos soll dieser für seine Arbeit eine Mark pro Stunde bekommen,

„Eine Mark, sozusagen aus Gottes Tasche“ (S. 175; wer zahlt ist Bienkopp).

Der Eintritt des „Gottesmannes“ Hermann in Oles Kolchos geht folgendermaßen vor sich :

„Die NEUE BAUERNGEMEINSCHAFT hat ihn! Demütig steht er vor seiner (= Bienkopps) Lagerstatt. „Nun habe ich mich in Gottes und deine Hände begeben, Ole. Führt mich nicht in die Irre!“ Bienkopp wird's schwindelig. Hermann hob ihn in Gotteshöhe“ (S. 129).

Aufdringlich bestätigt wird die Gleichung Bienkopp = Gott durch die Worte der Frau eines Kolchosmitglieds:

„Dann rennt sie zu Bienkopp. ‚Sei ihm gnädig, vergib ihm!‘“ (S. 177).

Bienkopp nimmt sich in dieser „Gemeinschaft der Heiligen“ (S. 176) gerade der Geringsten und Ausgestoßenen an, er ißt und schläft mit ihnen und stirbt schließlich den Opfertod.

Aber nicht nur Bienkopp wird in Beziehung zum christlichen Glauben gesetzt. Bezeichnend ist auch das Begräbnis des kämpferischen Kommunisten Anton Dürr, der von dem Mitglied des Kirchenvorstands, Serno, heimtückisch ums Leben gebracht worden ist. Seine Frau Emma will ihn im Kirchturm unter den Glocken aufgebahrt haben, und am Grabe spricht der Parteisekretär Karl Krüger:

„Der kleine, nimmermüde Mann! Ein gewisser Jesus, sofern es den gab, hätte seine Freude an ihm gehabt“ (S. 25).

Was dabei ausgedrückt wird, ist: wir Kommunisten sind viel bessere Christen als diejenigen, die sich Christen nennen, eine Ansicht, die nicht auf Strittmatters allein begrenzt ist.

Gelegentlich kann sogar die alte Kommunistin Emma Dürr wieder in den christlichen Glauben zurückfallen, ohne daß jemand sie zur Rechenschaft zieht. Sie kann sagen:

„Der Herr schaut das Herz an“ (S. 204),

oder:

„Manchmal denk ich, es gibt so was wie Parteiengel, und Anton half ein wenig schieben“ (S. 241).

Ein „Parteiengel“ ist offenbar auch die positive Heldin Märkte. Dadurch, daß das Wort *Engel* der Vorstellung des „Gottesmannes“ Hermann entspringt, wird die ursprüngliche christliche Bedeutung gegenüber der banalen säkularisierten gewahrt:

„Für Hermann Weichelt war Anngret ein Engel, doch dieser Engel wurde hoffärtig und flog davon. Nun kam Märkte. Sie ist fast ein Erzengel. Sie bügelt ihm seinen Kirchenanzug und steckt ein Abzeichen an den Rockaufschlag: einen roten Stern mit einem Hammer und einer Sichel“ (S. 28).

Daneben gibt es eine Unzahl reiner Bibelparodien, in denen die Komik eindeutig, Hohn und Spott reichlich vorhanden sind. Die zahlreichen Anspie-

lungen hier aufzuführen, ist nicht möglich. Wichtiger als ihre ästhetische Wirkung ist jedoch ihre sprachliche Funktion: sie sorgen dafür, daß der Ursprung dieser Wörter ins Bewußtsein gerufen wird, mithin die Sphäre des Transzendenten, wenn auch mit ironischer Distanz, stets aufrechterhalten bleibt. In diesem Sinne erfüllt der „Gottesmann“ Hermann eine Aufgabe nach beiden Seiten hin: erstens zeigt er an, daß neben Schuften nur Schwachsinnige der offiziellen Kirche angehören können, zweitens lassen sich fromme Reden, auf Bienkopp oder Märkte gemünzt, unverfänglich in seinen Mund legen. Strittmatter borgt sich also sozusagen die Transzendenz vom christlichen Glauben, um Bienkopp damit anzustrahlen, während er sich intellektuell durch Ironie distanziiert. Dieser Weg ist gangbar, solange die angesprochene Leserschaft bibelkundig ist. Anspielungen, Parodien, Bibelzitate setzen die abendländisch-christliche Bildung für ihr Verständnis voraus.

Auch Anna Seghers kann nicht einfach durch stilistische Sakralisierung mit Hilfe von ehemals christlichem Wortgut die erwünschten Gefühle für die kommunistische Lehre evozieren. Sie geht einen seit Menschengedenken begangenen Weg und erhebt den politischen Führer zum Gott. In den folgenden Belegen stehen zwei junge Menschen vor einem Stalin-Portrait wie vor einem Andachtsbild:

„Linas Bild sah er sich aufmerksam von nahem an, und Stalin sah ihn aufmerksam von nahem an. Er sah nicht gewaltig aus, sondern einfach, mit ruhigen, klugen Augen. Er hielt ein Lächeln zurück, nicht aus Hochmut, sondern aus Spaß an dem jungen Menschen, der ihn verwundert betrachtete“ (S. 37)

„Lina legte den Arm um seinen Rücken, sie sagte: ‚Manchmal denke ich, er auf dem Bild weiß alles von uns, und siehst du, jetzt ist alles in Ordnung‘“ (S. 40).

An einer anderen Stelle überlegt sich ein Mann, warum sein Genosse Uhlsperger ein vorbildlicherer Kommunist sei als er selber. Er kommt zu dem Schluß:

„Uhlsperger war immer näher dran. Stalins Schatten, so ungeheuer, so mächtig, lag immer auf ihm, ich war weit von ihm weg“ (S. 291).

Aber keine noch so gottähnlichen Eigenschaften können Stalin unsterblich machen. Lina stellt fest:

„Denn für uns ist jeder Tag, den Stalin lebt, ein ungeheurer Gewinn“ (S. 109).

und die Botschaft von seinem Tod ist etwas „Schweres, Unwiederbringliches“ für die Menschen. Die Hilflosigkeit vor dem Tode ohne Jenseits wird jedoch bei Anna Seghers gelegentlich überspielt mit einer diffus-religiösen Überzeugung. Der treue Kommunist Robert Lohse sagt:

„Ich aber, ich werde in meiner letzten Lebensstunde in einer Sekunde Licht etwas Herrliches sehen. Noch weiß ich nicht, was“ (S. 408).

Daß hier eine Anleihe bei der transzendenten Sphäre des christlichen Glaubens gemacht wird, dürfte deutlich genug sein.

Man sieht, welche Anstrengungen nötig sind, um den kommunistischen Glauben mit numinosen Gefühlen auszustatten. Mit einer bloßen „Erweiterung der Gebrauchssphäre“ durch die Übertragung von Wörtern wie *heilig*, *ewig* auf Parteidinge (wie Schöfer meint), ist es nicht getan.

Eine eindrucksvolle Stelle bei Christa Wolf soll den Abschluß dieser Beobachtungen bilden. Sie zeigt, was geschieht, wenn ein Wort der Bibel des christlichen Gehaltes entkleidet und auf innerweltliche Verhältnisse umgemünzt wird. Es geht um Wort und Begriff „Paradies“:

“Sie hat an unseren Gesprächen teilgenommen, jenen herrlichen ausschweifenden nächtlichen Gesprächen über die Beschaffenheit des Paradieses, an dessen Schwelle wir, meistens hungrig und Holzschuhe an den Füßen, mit großer Gewißheit standen. Die Idee der Vollkommenheit hatte uns erfaßt, aus unseren Büchern und Broschüren war sie in uns eingedrungen, und von den Podien der Versammlungen kam die Ungeduld dazu: Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein! Oh, wir hatten das Vorgefühl davon, es war unleugbar und unersetzbar, wir vergewisserten uns seiner, indem wir stritten: Würde es mit Atomstrom beheizt sein, unser Paradies? Oder mit Gas? Und würde es zwei Vorstufen haben oder mehr, und woran würden wir es, wenn es endlich einträte, erkennen? Wer aber, wer würde würdig sein, es zu bewohnen? Die Allerreinesten nur, das schien doch festzustehen. Also unterwarfen wir uns erneut den Exerzitien, lächeln heute, wenn wir uns gegenseitig daran erinnern (...) Das Paradies kann sich rar machen, das ist so seine Art. Soll den Mund verziehen, wer will: Einmal im Leben, zur rechten Zeit, sollte man an Unmögliches geglaubt haben“ (Nachdenken S. 67).

Anfangs ist mit dem Wort *Paradies* noch eine Art überirdischer Glanz als Konnotation verbunden. Der Vergleich mit dem himmlischen Para-

dies wird ausdrücklich durch das Bibelzitat gezogen, wobei keinerlei Parodie vorliegt, da weder humoristische Wirkung noch Spott beabsichtigt werden, nur Ungeduld ausgedrückt wird. Die „Aura irrationaler Überhöhung“ ist dadurch gewahrt. Während für den Christen jedoch „ein Paradies auf Erden“ eine Metapher ist, die aus dem Vergleich mit dem himmlischen Paradies lebt, existiert dieser Bezugspunkt für den Kommunisten nicht, da ein Paradies bereits jetzt und hier entstehen soll, während ein jenseitiges ebenso unwirklich ist wie etwa das Schlaraffenland. Es sind Glaubensfragen hier wie dort. Ein innerweltliches Paradies muß jedoch mit Notwendigkeit mit trivialen Dingen für die täglichen Bedürfnisse ausgerüstet sein, wie es hier so folgerichtig ausgedacht ist: Strom, Gas . . . Notgedrungen verschieben sich die Begleitgefühle, der Glanz verlischt und macht der innerweltlichen Nüchternheit und Trivialität Platz. Während die Metapher aus dem Bezug auf die transzendente Sphäre ihren Glanz erhält, kann sich der umgemünzte Begriff auf die Dauer nur an der innerweltlichen Wirklichkeit orientieren. Die Wirklichkeitserfahrung der Menschen stimmt jedoch häufig nicht mit dem Wunschbild der Ideologen überein.

Mit diesem letzten Beispiel sind wir wieder zum Anfang zurückgekehrt, nämlich zur Metapher. Während es bei der *Mief*-Metapher die sinnlich erfahrene Wirklichkeit war, die auf geistige Dinge übertragen wurde, ist es bei dem *Paradies* eine geistige Kategorie, die auf die Wirklichkeit übertragen werden soll.

Tschirch hat hervorgehoben, daß ehemals, im Christianisierungsprozeß durch die Missionare, der ursprüngliche profane Gebrauch alter Erbwörter, die mit neuem christlichem Inhalt gefüllt werden sollten, jahrhundertlang neben dieser neuen Bedeutung herlief. Im Säkularisierungsprozeß beobachten wir jetzt die rückläufige Bewegung: neuer profaner und alter christlicher Gebrauch laufen nebeneinander her. Dieses Nebeneinanderherlaufen ist die Voraussetzung dafür, daß die „Aura irrationaler Überhöhung“ nicht automatisch der Profanierung des entsprechenden Wortgutes zum Opfer fällt. Je intensiver dabei die alte christliche Bedeutung in Abrede gestellt wird, desto schlechter muß es um die numinosen Begleitgefühle stehen.

Das wertende Adjektiv, das die publizistische Sprache überschwemmt, spielt in den hier behandelten Büchern bei der Konnotationsbildung eine untergeordnete Rolle. Wir haben im Gegenteil beleuchten können, wie Wörter wie *mittelmäßig*, *vornehm*, *christlich* selbst sorgfältig durch den Kontext eingefärbt werden. Ein Übermaß an wertenden Adjektiven dient diesen Autoren zur Karikierung des Parteijargons.

Die Grenzen, die der offiziellen Propaganda gesetzt sind, die Widerstände, auf die sie stößt, lassen sich auch anhand der schönen Literatur aufzeigen. Die Möglichkeiten der gefühlsmäßigen Beeinflussung des Lesers durch kontextmäßig erweckte Konnotationen sind in der Unterhaltungsliteratur dagegen weit größer als in der Publizistik. Die hier behandelten Werke erreichen, bis auf den Sonderfall „Nachdenken über Christa T.“, eine breite Leserschaft. Die Rolle, die diese Literatur bei der „Bewußtseinsbildung des neuen sozialistischen Menschen“ spielt, verdient daher größere Aufmerksamkeit, als ihr bisher zuteilgeworden ist.

Zitierte Literatur

- Das Aueler Protokoll. Deutsche Sprache im Spannungsfeld zwischen West und Ost. Hg. H. Moser. Düsseldorf 1964.
- Bartholmes, H.: Das Wort „Genosse“ samt seiner Zusammensetzungen im Sprachgebrauch der deutschen Arbeiterbewegung. In: Muttersprache 78, 1968, S. 193-222.
- Bartholmes, H.: Das Wort „Freund“ samt seiner Zusammensetzungen im Sprachgebrauch der deutschen Arbeiterbewegung. In: Muttersprache 79, 1969, S. 151-169.
- Berning, C.: Die Sprache des Nationalsozialismus. In: ZfdWf 16 u. 17, 1960 und 1961, bes. 16, S. 173-177.
- Deutsch – gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land? Polemik, Analysen, Aufsätze. Hg. F. Handt. Berlin 1964.
- Dieckmann, W.: Kritische Bemerkungen zum sprachlichen Ost-West-Problem. In: ZfdS 23, 1967, H. 3, S. 136-165.

- D i e c k m a n n, W.: Sprache in der Politik. Einführung in die Pragmatik und Semantik der politischen Sprache. Heidelberg 1969.
- H ö p p n e r, J.: Widerspruch aus Weimar. Über die deutsche Sprache und die beiden deutschen Staaten. In: Deutsch – gefrorene Sprache, S. 143 - 151.
- M a y e r, H.: Die Literatur der DDR und ihre Widersprüche. In: Wissenschaft in kommunistischen Ländern. Hg. D. Geyer. Tübingen 1967, S. 131 - 157.
- M o s e r, H.: Sprachliche Folgen der politischen Teilung Deutschlands. Düsseldorf 1962 (= Beihefte zum Wirkenden Wort 3).
- M o s e r, H.: Sprache und Religion. Düsseldorf 1964 (= Beihefte zum Wirkenden Wort 7).
- P e l t z e r, K.: Das treffende Wort. Wörterbuch sinnverwandter Ausdrücke. 8. Aufl. München 1964.
- R a d d a t z, F.J.: Tradition und Traditionsbruch in der Literatur der DDR. In: Merkur 1965, S. 666 - 681.
- R e i c h, H. H.: Sprache und Politik. Untersuchungen zu Wortschatz und Wortwahl des offiziellen Sprachgebrauchs in der DDR. München 1968 (= Münchener Germanistische Beiträge 1).
- S c h ö f e r, E.: Die Sprache im Dienst des modernen Staates. In: StZ 8, 1963, S. 615 - 633.
- S c h o l z, H.: Einige Beobachtungen zur deutschen Umgangssprache jenseits des Eisernen Vorhangs. In: Das Aueler Protokoll, S. 92 - 101.
- S c h ö n e, A.: Säkularisation als sprachbildende Kraft. Göttingen 1958 (= Palaestra 226).
- S t a v e, J.: Wie die Leute reden. Betrachtungen über 15 Jahre Deutsch in der Bundesrepublik. Lüneburg 1964.
- T s c h i r c h, F.: Religion und Sprache. Bestandsaufnahme ihres wechselseitigen Verhältnisses. In: Solange es ‚heute‘ heißt. Festgabe Rudolf Hermann. Berlin 1957, S. 260 - 292.
- W e i n r i c h, H.: Linguistik der Lüge. Kann Sprache die Gedanken verbergen? Heidelberg 1966.

D i s k u s s i o n

(Leitung : H. E. W i e g a n d)

D i e c k m a n n : Ich habe nicht ganz begriffen, wo eigentlich Ihre Kritik an der Aussage über die „Aura des Irrationalen“ lag. Ich habe nicht verneint, daß diese „Aura des Irrationalen“ weiterlebt. Wollte man das verneinen, dann wäre ja überhaupt nicht einzusehen, wozu die ganze Prozedur der Übertragung vorgenommen wird; es würde ja jede Erklärungsmöglichkeit dafür fehlen, daß dieses Wort eben dann Wirkungen entfalten soll, die über den sachlichen Inhalt hinausgehen.

S t o l t : Nein, ich wollte nur die Annahme kritisieren, daß sich der Inhalt von der Sachvorstellung löst, und wollte gerade zeigen, daß die Sachvorstellung hier in den Zitaten ja immer wieder beschworen wird.

D i e c k m a n n : Nehmen wir als Beispiel das Wort *heilig*, das früher nur in religiösen Kontexten eine Rolle spielte: wenn Sie dieses Wort nun etwa im 18. Jahrhundert in einem Kontext wie *heiliger Staat* beobachten, dann stellen Sie fest, es wird die Sachvorstellung ausgewechselt; statt *Gott* oder *Religion* oder *Kirche* steht jetzt *Staat*. Aber diese irrationale Aura, die sich entwickelt hat an dem religiösen Inhalt, wird übertragen auf den profanen, und da ist sie vorhanden, sonst hätte die Prozedur der Übertragung keinen Zweck.

S t o l t : Aber eben in dieser Übertragung auf den Staat verblaßt das Wort seine irrationale Aura, genau so, wie der Euphemismus verblaßt, wie eine Metapher verblaßt.

R i c h t e r : Was Strittmatter betrifft: Er spielt, meine ich, fast genial auf den Arbitraritätsmöglichkeiten von Zeichen, und zwar, wie ich vermute, mit einer ganz bestimmten Lernintention, die nämlich einerseits gewisse traditionell christliche Gehalte abbaut, andere aber aufhebt, und zwar tatsächlich dialektisch aufhebt in einem aus seiner Position höheren Sinn. Ich glaube,

Ihre Theorie für die Beschreibung dieses Prozesses der Säkularisierung ist ergänzungsbedürftig durch Hineinnahme – sagen wir – des Moments des Utopischen. Ihre Darstellung hatte doch einen gewissen Drall zur Säkularisierung. Es ist für einen Mann wie Strittmatter und wahrscheinlich auch für Anna Seghers nicht einfach eine Abwertung, eine Säkularisierung im Sinne von „aufklärerisch“, sondern es ist tatsächlich der Versuch, herauszupräparieren, ob noch in der Ablehnung der Transzendenz so etwas wie ein utopisches Moment des Überholens und des zu Verändernden liegt. Gerade wenn das Moment „Negation der Negation“, bezogen schließlich auf den Tod, zur Sprache kommt, ist diese Umfunktionierung des christlichen Vokabulars nicht nur eine aufklärerische Auflösung. Ich finde, Strittmatter ist künstlerisch weitgehend erfolgreich, weil er zugleich auch tatsächlich situative Eindeutigkeit erzielt. Es löst sich, wenn man diese Konzeption der Utopie und der Negation des Todes mit hineinnimmt, tatsächlich das, was befremdlicher Widerspruch in einzelnen Verwendungen der Wörter zu sein scheint, meines Erachtens ziemlich bruchlos auf. – Noch eine Bemerkung zur „rücksichtslosen Auflösung der Kodifikationen“: Im Sinne jener Vereinbarungssemantik beispielsweise, wie sie bei Weisgerber angegeben ist, kann ich mir keine kreative deutsche Literatur vorstellen; vielmehr gehört Auflösung der Kodifikationen zur Kreativität. Ich kann mir also die Kodifikationen nur als Bezug, als Hintergrund vorstellen, auf dem Kreativität als solche erkennbar ist. Es ist eine Art Nullniveau mit dieser Kodifikation definiert, aber eigentlich nur, um es zu verlassen, nur um überhaupt Profil und Figur zu gewinnen auf diesem Hintergrund. Natürlich kann man dann rücksichtsvolles oder rücksichtsloses Vorgehen diagnostizieren, aber ich finde, bei Strittmatter war es nicht rücksichtslos, zumindest nicht bezogen auf seine mutmaßliche utopische Philosophie.

S t o l t : Ich hatte die Feststellung von der „Auflösung der Kodifikationen“ ausdrücklich auf den Rahmen der christlichen Sondersprache beschränkt. Wie ich mich überhaupt in vielfacher Hinsicht habe beschränken müssen. Man steht ja vor einem methodischen Nichts, wenn man anfängt, Konnotationen und Sprache zu untersuchen. Ich wollte vor allem die Möglichkeiten zeigen, die Sinnkoppelungen, die Metapho-

rik und die Wortfelder zu untersuchen, um erst einmal Ansätze zu finden. Eine Beschränkung gebe ich gerne zu.

Wiegand: Wir haben ja das Bühlersche Modell (Sender-Nachricht-Empfänger) an die Tafel gezeichnet, aber ich weiß nicht, ob das für Literatur überhaupt zutrifft, gerade in Hinblick auf die ästhetische Funktion, um die es ja hier geht. Die ganze Problematik ist hier ja irgendwie verschoben, denn diese Dichtungen schaffen ja zunächst einmal eigene Wirklichkeit. Ich glaube, da gibt es sicher andere Methoden, Konnotationen festzulegen, als die, die wir sonst auf die Zeitungssprache angewandt haben.

Hellmann: Ich möchte eine andere Frage stellen. Frau Stolt hat in dieser Untersuchung die Konnotationen auf der Senderseite untersucht, das ist eindeutig; es ist ja gleichzeitig Fräulein Schlottke unter uns, die mit ganz anderen Methoden ebenfalls Konnotationen untersucht hat, und zwar ebenso eindeutig auf der Empfängerseite. Meine Frage lautet nun: halten Sie es für möglich, notwendig und durchführbar, daß man untersucht, wie die von Ihnen konstatierten oder analysierten Konnotationen aus einem Text nun ankommen bei den Lesern dieser Literatur? Das erst wäre, meine ich, die notwendige Rückkontrolle darauf, ob das Ergebnis Ihrer Analyse tatsächlich zutrifft, ob also die Leser ähnliche Konnotationen empfinden wie die, die Sie für die Seite des Autors herausgestellt haben.

Stolt: Dadurch bin ich natürlich überfordert. Wie soll man das durchführen, ohne einen ungeheuren Apparat und auch finanzielle Mittel?

Hellmann: Der Einwand, daß eine Untersuchung der Konnotationen auf der Empfängerseite teuer ist, ist sicher richtig, aber immerhin hat das Werk von Fräulein Schlottke gezeigt, daß es möglich ist, wenn auch auf einem wesentlich enger begrenzten Arbeitsfeld. Es

waren ja nur einige Begriffe zum Wortfeld *Mitteldeutschland*¹, die Fräulein Schlottke untersucht hat, und längst nicht ein so weites Feld.

K o r l é n : Darf ich dazu nur sagen : auch wenn es finanziell von Schweden aus möglich wäre, wäre es doch kaum vorstellbar, daß Frau Stolt in die DDR fährt und demoskopische Untersuchungen zu so heiklen konnotativen Problemen anstellt. Vielleicht, wenn weitere Gespräche zwischen Herrn Stoph und Herrn Brandt zu Erfolgen führen. Aber soweit sind wir ja leider noch nicht.

M o s e r : Es gibt neben diesen praktischen auch sehr große methodische Schwierigkeiten, die wir hier vielleicht gar nicht diskutieren können. Insofern finde ich Ihr Vorgehen durchaus gerechtfertigt. Aber die Frage, die Herr Wiegand aufwarf, scheint mir doch so wichtig zu sein, daß ich Sie doch bitten möchte, dazu noch einmal Stellung zu nehmen. Es sind doch wohl zwei sehr verschiedene Dinge, ob Sie nun von einer Textart wie dem Roman ausgehen oder von einer anderen Textart wie öffentlichen Reden zum Beispiel. Ich glaube, hier wäre eine Ergänzung wünschenswert.

S t o l t : Ich fand gerade, daß zu den Zeitungstexten eine Ergänzung wünschenswert und möglich wäre, gerade weil ja die Situation eines belletristischen Autors anders ist als die des Journalisten, und ebenso unterschiedlich ist auch die Lesersituation. Wenn der Leser eine Zeitung liest, kann er sich vielleicht abschirmen, wenn man einen Roman liest, werden wir stärker ausgeliefert, weil so vieles unbewußt mit unterläuft. Die Schriftsteller in der DDR, deren Werke zur sozialistischen Nationalliteratur zählen, haben, glaube ich, eine ganz andere Stellung als bei uns. Das sieht man auch bei Dichterlesungen : es wird in belletristischen Werken gelehrt, es wird mit den Arbeitern diskutiert; die schöne Literatur führt dort kein Dasein in einem Elfenbeinturm, im Gegenteil setzt sie sich mit Meinungen und Haltungen und Problemen auseinander, die sonst selten angesprochen werden.

1 Erdmuthe Schlottke, *Mitteldeutschland. Semantische und psycholinguistische Untersuchungen zur jüngsten Wortgeschichte*. Münchener Germanistische Beiträge Bd. 5, München 1970.

R i c h t e r : Mich hat das Argument der Referentin überzeugt – gerade in der Verbindung mit dieser öffentlichen Funktion –, daß in der belletristischen Literatur speziell der DDR mit künstlerischen Mitteln eben auf Meinungen und Haltungen eingegangen wird, die sonst nicht explizit gemacht werden können. Man könnte es fast als einen gewissen Ersatz für Meinungserhebungen betrachten, weil man davon ausgehen kann, daß bei einigen Autoren – vielleicht weniger bei Strittmatter – eine Art reaktive Komponente vorliegt, daß man daraus erkennen kann, auf was reagiert werden soll.